

Leid ergeben und der eigenen Schönheit froh, die dem Menschen nicht genommen werden kann, die ewigen Mächte lobt.

Vor allen anderen ist ihr immer die Stadt des Altkinos theuer gewesen. Dort hat sie sich getröstet. Gern wird sie da vom Achilleion zur alten Kirche gegangen sein, um im Garten zu sitzen und durch die Cypressen auf das blaue Meer, nach den rothen Bergen Albaniens zu schauen. Da hat sie wohl auch der großen Geschichte gedacht, die in dieser Kirche still begraben ist: denn hier liegt die letzte Kaiserin von Byzanz. Im Buche ihres Freundes Warsberg hat sie gewiß einmal über diese und ihre Tochter Helena nachgelesen, die aus Serbien, nach der Zerstörung ihres Hauses, in das kyphalonische Reich geflohen war. Sie hatte ein Kind mit, Melissa. Diese heiratete den Grafen Tocco, den letzten Regenten dieses Stammes über die Inseln. Aber schon nach einem Jahre hatte die Mutter auch noch den Schmerz, ihre Tochter sterben zu sehen. Nun trat sie auf Leukadien in ein Kloster und nahm den Namen der heiligen Hypomene an. „Hypomene,“ fährt Warsberg zu erzählen fort, „war die Mutter der Geduld.“ Sie brauchte viel, um alle diese Prüfungen gottergeben zu ertragen. Vielleicht wollte sie wirklich, indem sie sich mit diesem neuen Namen rufen ließ, sich eine fortwährende Mahnung dazu in das Ohr legen. So starb sie am 7. November 1474, eine geduldige Nonne in diesem Kloster auf St. Maura. Hätte sie sich aber nur etwas länger noch im Leben zu gedulden verstanden, so würde sie auch noch die Flucht ihres Schwiegersohnes, des Grafen Tocco, vor den Türken, die Verwüstung und Einnahme St. Mauras und der anderen odysseischen Inseln erlebt haben. Es gibt lange Epochen in der Weltgeschichte, wo das Leben nur Dornenkrone hat und die Sonne fortwährend blutig auf- und untergeht. Wehe dann besonders den alten Geschlechtern. Nichts glückt dann mehr ihren Erben und diese büßen zusammengedrängt in die grausamsten Schicksale weniger Stunden, oft nur einer Spanne Zeit, die lange Vergangenheit ihrer glücklicheren Vorfahren ab. Denn das Naturgesetz, welches überall die Wasser ins Gleichgewicht stellt, geht durch die ganze Welt und bewegt auch die moralischen Dinge, so daß sich fortwährend und in allem ein sicherer Ausgleich vollzieht und man nie ganz schuldlos ist, wenn man Ahnen hat.“

Sermann Wahr.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Von jenen Leuten, welche gern den „Advocatus Diaboli“ spielen, besonders wenn es sich um irgend eine Finanzgröße handelt, wird angefangen der Vorwürfe, welche gegen die Verwaltung der Oesterreichischen Waffenfabrik gerichtet werden, immer erklärt, daß die Schätzung von Vorräthen ungemein schwierig sei, man sich diesbezüglich auf die Beamten verlassen müsse, und daß Bilanzfälschungen, falls dieselben von den Beamten ausgehen, nicht zu verhüten seien. Es ist unschwer, solche Argumentationen zu widerlegen welche gewöhnlich von Klagen über die Leute, „die nie in einer Industrie thätig waren und darüber auch kein Urtheil haben können“, begleitet sind. Zunächst bietet sich der Hinweis auf das Gesetz, welches den Vorstand für die Bilanzen verantwortlich macht, und dem jeder Verwaltungsrath, da ja niemand gezwungen wird, einen solchen Posten anzunehmen, rechtlich und moralisch unterworfen ist. Sodann läßt sich erwidern, daß, wenn es wirklich so ungeheuer schwierig wäre, richtige Bilanzen aufzustellen, Bilanzfälschungen doch ungleich häufiger vorkommen müßten als sie sich thatsächlich ereignen. Schließlich kann man darauf entgegnen, daß Verwaltungsrathstellen meist recht gut dotiert sind und daß man von deren Nutznießern wohl auch eine höhere Fähigkeit und Mühewaltung zu verlangen berechtigt ist. Freilich ist es Erfahrungssache, daß, je höher ein Amt dotiert ist, desto geringer das Verantwortungsgefühl zu sein pflegt. Aber von solchen allgemeinen Erwägungen abgesehen, ist es in diesem speziellen Falle nicht schwer, zu zeigen, daß auch dem mindergebildeten Verwaltungsrathe die Bilanzen der Waffenfabrik nicht ganz geheimer erscheinen müßten, wenn er sich nur überhaupt die Mühe gab, sie einer kleiner Betrachtung zu unterziehen. Er hatte dazu gar nicht nöthig, die einzelnen Gewerbestandtheile zu schätzen und zu zählen. In der letzten Nummer eines hiesigen Finanzblattes ist ein Artikel erschienen, welcher eine Aufstellung der Bestellungen, Ablieferungen, Vorräthe und erzielten Gewinne während der letzten acht Jahre enthält und welcher zu sehr interessanten Schlussfolgerungen führt. In den ersten Jahren dieses Decenniums hat die Gesellschaft bekanntlich enorme Gewehrbestellungen auszuführen gehabt. Es wurden in jenen Jahren 1889 bis 1892 alljährlich zwischen 250.000 und 536.000 Gewehre, und 500.000 bis 600.000 Stück Gewehrbestandtheile abgeliefert. Der Nutzen aus diesen Ablieferungen per Stück läßt sich aus dem bilanzmäßig ausgewiesenen Reingewinn berechnen, er sinkt von 2½ fl. im ersten Jahre per Gewehr und ¼ fl. per Bestandtheil im Durchschnitt auf 2 fl., respective ¼ fl. im Jahre 1891/92. Der bilanzmäßige Wert der Vorräthe gieng in jener Zeit von 33 Millionen auf 18 Millionen herab; während der großen Arbeitsepoche waren natürlich die Vorräthe sehr bedeutend gewesen, um sich, als das Ende dieser Epoche heranrückte, entsprechend zu reducieren. Dies war mit dem Ablauf des Geschäftsjahres 1891/92 der Fall. Das Jahr 1892/93 brachte nur mehr Lieferungen von 89.000 Gewehren und 356.000 Bestandtheilen. Die großen Neubewaffnungen waren beendet. Und merkwürdigerweise steigt in diesem Jahre auf einmal der Durchschnittsgewinn pro Gewehr und Bestandtheil auf 3 fl., respective ¼ fl., demnach gegenüber den letzten Jahren um volle 50 Procent, trotz der geringeren Production, also der verhältnismäßig höheren Regie. Und gleichzeitig steigen die Vorräthe um eine volle

Million, von 18 auf 28 Millionen, trotz der bedeutend verschlechterten Conjuratur. Offenbar war dies das erste Jahr der Bilanzfälschungen. Müßte sich nun nicht der Vorstand fragen, wieso der Gewinn pro Stück plötzlich um 50 Procent gestiegen war, die Vorräthe um eine Million zugenommen hatten? Dazu brauchte er weder zu zählen noch zu schätzen. Die Conjuratur für das Gewehrgeschäft blieb in den folgenden Jahren gleich schlecht, die bilanzmäßigen Gewinne sanken wieder auf die Höhe des Jahres 1891/92 und darunter. Die Vorräthe wurden mäßig reducirt. Dann wurde die Fahrradherzeugung aufgenommen, und im Laufe von zwei Jahren, von 1894/95 auf 1896/97 stiegen die Vorräthe von 23 auf 55 Millionen Gulden, also um 32 Millionen; im ersten Jahr um 16 Millionen und dann wieder um denselben Betrag. Das Gewehrgeschäft, das unverändert beschränkt blieb, konnte eine solche Vermehrung nicht bewirken. Offenbar das Fahrradgeschäft. Nun gibt es auch noch andere Fahrradfabriken auf der Welt, in Deutschland eine ganze Anzahl, welche der Waffenfabrik gewiß nicht viel nachstehen. Wenn der Vorstand deren Bilanzen angesehen hätte, so hätte er gefunden, daß die größten dieser Fabriken, wie Dürkopp für 08, Seidel & Neumann 12, Adler-Werke 18, Stoewer 06, Pfälzische Nähmaschinen 04, Haid & Neu 05 Millionen Mark an Vorräthen, vielfach Nähmaschinen und anderes inbegriffen, in der Bilanz auswiesen. Und dann hätte er sich wohl fragen können, wie es denn komme, daß die Waffenfabrik für 32 Millionen Gulden Fahrräder vorrätzig halte, also dreimal soviel als das größte deutsche Werk, dessen Reingewinn um ein Vielfaches höher war, als der der Waffenfabrik. Es scheint uns, daß diese Thatfachen genügen, um auch dem gläubigsten Gemüthe begreiflich zu machen, daß hier schwerlich bona fide, gewiß aber nicht mit Beobachtung der pflichtgemäßen Obforge vorgegangen sein kann.

Am 20. September d. J. soll der Canal durch das Eiserne Thor eröffnet, das heißt, dem Verkehr übergeben werden. Leute, die nicht an Gedächtnisschwund leiden, werden fragen, was das bedeuten solle, denn sie werden sich erinnern, daß es jetzt gerade zwei Jahre her ist, daß dieser Canal in feierlicher, prunkvoller Weise eröffnet worden ist. Wenn diese Leute dann erfahren werden, daß man den Canal auch nach seiner zweiten Eröffnung nur mit größter Mühe wird passieren können, weil das zur Remorquierung nöthige Seilschiff erst in einem Jahre fertig gestellt sein wird, so werden sie sich fragen, wie oft dieser Canal eigentlich fertig gestellt wird. Wenn sie aber dann noch hören, daß noch ein zweites Seilschiff zur anstandslosen Verkehrsbewältigung nöthig sein dürfte, das noch gar nicht in Arbeit ist, daß man in Ingenieurkreisen vielfach glaubt, daß der Canal auch dann nicht ordentlich functionieren, sondern daß neben anderen Reconstitutionen die Einlegung einer Schleuse erforderlich sein wird, was wieder eine hübsche Zeit in Anspruch nimmt, dann werden sie sich einen Begriff machen von dem unerhörten Schwindel, den die ungarische Regierung unterstützt von ihren Pressöldnern, mit der feierlichen Eröffnung dieses „Meisterwerks der Technik“ getrieben hat.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Variétés, „L'Amour blanc“ von Jozz und Croze; Théâtre des Nations, „Les Gardes forestiers“ von Dumas. Berlin. Deutsches Theater, „Cyrano de Bergerac“ von Rostand; Neues Theater, „Hofgunst“ von Throtha.

Die Aufführungen von Shakespeare und Schiller im Jantsch-Theater beweisen, daß unsere ganze bisherige Darstellung classischer Stücke entschieden einer Reform bedarf und fähig ist. Allen denkenden Regisseuren sind da noch weite Grenzen gesteckt, und jedem, der mit dem alten hoftheatralischen Schlendrian der „stehenden“ — das heißt in langen Jahrzehnten blind und taub gewordenen — Classiker-Aufführungen ausräumen will, gibt der Provinzdirector Jantsch in seinen interessanten Versuchen Anregung. Er zeigt, wieviel der Inscenierungseifer mit altbekannten Stücken, mittelmäßigen Darstellern und einer armseligen Bühne zu leisten vermag! In der Aufführung der „Räuber“ bot er neulich ebenso wie früher in „Julius Caesar“ — vielleicht sogar diesmal noch mehr — ein technisches Kunststück. Schiller verträgt sich aber auch viel besser als Shakespeare mit einer überwiegend unpersonlichen, sozusagen maschinellen Darstellung. Das wurde am Räuber-Abend klar. Das rein technische Interesse, das dieser Dichter bietet, traf sich mit dem rein technischen Interesse der Aufführung. Auf dem Ganzen lag ein übersichtlicher, äußerlich ordnender Geist, und in jedem Schauspieler war etwas wie ein Reflex davon zu merken. Vier Partien waren geradezu tadellos: Der alte Moor (Herr Sprinz), Amalie (Fräulein Elbrig), Franz (Herr Haller) und Hermann (Herr Albert).

Man schreibt uns aus Berlin: Noch vor zehn Jahren hingen in dem Kopfe jedes deutschen Mannes so viel fertige Phrasen aus den Werken unserer Dichter, daß er mühelos ein lyrisches Poem machen konnte. Heute ist die Lectüre durch den Theaterbesuch ersetzt, statt der lyrischen Phrasen vernimmt man drastische Redensarten, und bald wird jeder deutsche Mann zwar nicht ein Drama, aber doch einen realistischen Dialog schreiben können. Alle Schauspieler, die ein bißchen einen hellen Kopf haben, können es sicher schon. Ein paar, unter ihnen unser Farno, haben sich schon herausgewagt, andere werden folgen. Sie haben den Vortheil, die auch schon conventionell gewordenen Figuren und Situationen des „modernen“ Dramas genau zu kennen. Und überdies haben sie ja die Kniffe des älteren nicht vergessen. Ich bin überzeugt, daß in unseren Büchern in der nächsten Zeit das moderne Komödien-drama einen großen Raum einnehmen wird. — Björn Björnson's „Johanna“, im Deutschen Theater gespielt, vertritt diesen Typus nur deshalb nicht ganz rein, weil der Verfasser in einer vornehmen literarischen